
Notizen eines Gesprächs mit dem Geiger Helmut Mebert (Philharmonisches Orchester Berlin)

HELMUT MÖLLER (BERLIN)

Du bist jetzt seit über 42 Jahren bei den Philharmonikern. Erinnerst Du Situationen, die mit Freude, mit Glücksgefühlen verbunden waren?

Glücksgefühle hatte ich als Musiker schon. Es stellt sich so ein Gefühl von Glück ein. Ich habe viele Erinnerungen. So denke ich z.B. an die Salzburger Osterfestspiele. Wir spielten damals Bohème. Karajan dirigierte, Freni und Pavarotti sangen die Titelpartien. Ich war noch gar nicht lange im Orchester. Ich spielte neben einem älteren Kollegen. Na gut, der hatte alles schon gespielt, der kannte alles und spielte auch perfekt vorwärts und rückwärts. Und plötzlich habe ich festgestellt, dass diesem Kollegen die Tränen während des Spiels die Wangen runterliefen. Das war ein wunderbarer Moment. Ich denke, wir haben in uns gewisse Rezeptoren für Musik, wenn die bedient werden ... Musik überträgt ja permanent Gefühle – dann entstehen solche Momente. Diese Aufführung war einfach ein unbeschreibliches Erlebnis. Das war ein wunderbarer Moment. Aber auch mit den Dirigenten wie Barenboim, Jansons, Abbado, Ozawa, Rattle – um nur einige zu nennen – und nicht zuletzt mit meinen Kollegen im Orchester, wie auch bei Reaktionen im Publikum, erinnere ich bewegende Momente der Freude und des Glücks.

Wie gehst Du mit Erfolg um?

Naja, ich muss ehrlich sagen, wenn ich gut bin, sage ich mir „das habe ich gut hingekriegt“, aber so richtig loben geht nicht. Eigenlob stinkt. Aber eigentlich hätte ich die Berechtigung zu sagen: „Das war sehr gut.“

Wenn Musiker von der Bühne kommen und ich sie frage, wie das Konzert für sie war, dann antworten die meisten: „Na ja, ging so, aber ...“ Die Defizite, die Fehler werden angesprochen, aber selten ein Lob.

Ja, es gibt oft Konzerte, bei denen die Tagesform nicht ideal ist, schließlich sind wir keine Maschinen. Dann habe ich quasi unter meinem angestrebten Niveau gespielt; ich sage mir dann: Das ist schade, aber menschlich. Anders sieht das bei den großen Solisten aus, die haben so große Reserven, dass sie an einem schlechten Tag – vielleicht nicht sensationell – aber doch immer noch sehr gut spielen.

Wie war Dein Weg zur Geige?

Ich habe mit 10 Jahren mit der Geige angefangen, eigentlich ein bisschen spät. Mein Weg war dann ganz banal. In der Schulklasse, in der ich war, hatten wir auch Musikunterricht, aber der bestand nur darin, Lieder zu singen. Eines Tages hat der Lehrer eine Geige mitgebracht und sagte: „Ihr singt und ich spiele auf der Geige.“ Das hat mir so sehr gefallen. Zu Hause sagte ich dann: „Ich würde gerne Geige spielen lernen.“

Bist Du dann von Deinen Eltern unterstützt worden?

Ja, besonders von meiner Mutter, sie spielte recht ordentlich Klavier, ihr Bruder war Geiger an der Oper in Bielefeld. Mein Vater hatte nicht dieselbe Beziehung zur Musik, vertraute mir aber, was ich ihm hoch anrechne. Es ging uns damals nicht besonders gut, dennoch spendierte er mir während meiner Schulzeit teuren Privatunterricht bei einem ehemaligen Konzertmeister des Gewandhausorchesters Leipzig, der zwar an der Münchner Musikhochschule eine Meisterklasse hatte, aber auch Privatschüler in Stuttgart. Er hätte mich gerne zu sich nach München geholt, ich aber wollte noch mein Abitur machen. Auch erwog ich damals, eventuell Medizin zu studieren, Chirurgie hätte mich gereizt.